



Die Verborgene

Unser letzter gemeinsamer Tag war wie immer friedlich gewesen.

Wir waren im Laufe der Jahre unaufmerksam geworden, denn schon lange drohte uns keine Gefahr mehr.

Man hatte uns vergessen, die Erinnerungen an uns verloren oder tief begraben. Heute konnte es sich niemand mehr gestatten, an uns zu glauben.

Du jedoch tatest es.

Jarosch

Eine Woche zuvor auf der Hinfahrt nach Rumänien

Meine Stirn lehnte am Seitenfenster, doch dessen Kühle konnte meine Gedanken nicht betäuben. Die Landschaft, die an mir vorbeizog, verschmolz mit dem Grau des Himmels. Regentropfen klatschten gegen die Scheibe und behinderten meine Sicht, doch das störte mich nicht, denn ich wollte sowieso nichts sehen. Egal, durch welche Berge, durch welche Wälder, über welche Autobahnen wir glitten, alles fühlte sich trist und trostlos an. Je näher wir unserem Ziel kamen.

Ich saß neben meinem älteren Bruder Adam auf dem Beifahrersitz mit dem abgewetzten, blauen Bezug. Im Rhythmus der Musik, die aus dem Radio dröhnte, trommelte er auf dem Lenkrad herum. Ich hörte nur Adams heiseres Gegröle, dessen Stimme nicht so hoch kam wie die des Popsängers, und das unseres jüngeren Bruders Matti, der auf der Rückbank saß und irgendein Denglisch von sich gab. Aber das Lied erkannte ich nicht. Ich nahm lediglich die Aufregung und Ausgelassenheit meiner Brüder wahr. Genauso hatte ich mich die letzten Wochen auch gefühlt – seit dem Zeitpunkt, als sich diese Idee, so aberwitzig sie auch zu sein schien, zuerst in meinem Verstand festsetzte, sich dann in mein Herz schlich und nicht mehr verschwinden wollte. In jenen Tagen

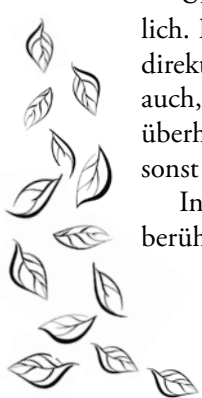
lebte ich nur noch von dieser Idee, konnte nicht mehr schlafen, nicht mehr essen. Jede Nacht saß ich daheim vor unserem Wohnmobil und blies kleine Kringel Rauch in die Dunkelheit, in die langsam abklingende Schwüle, wobei ich immer mehr Mühe hatte, mir überhaupt eine Zigarette anzustecken. Schon vor dem Anzünden brach ich die Streichhölzer entzwei, so aufgeregt und nervös war ich. Meine Haut war dünn und grau geworden, die Augenringe dunkler. Ich plante in jeder freien Minute, in jeder schlaflosen Nacht die Reiseroute, hing über unzähligen Wanderkarten, drehte jeden Cent herum, der uns zur Verfügung stand, und schwelgte in Kindheitserinnerungen.

Denn einzig meine Erinnerungen an die Zeit in dem Heimatland meiner Mutter hatten mich hierhergeführt, hier in dieses Auto, hier auf diese Straße. Meine Wanderungen, die mich immer weiter weg von dem Bauernhof meiner Großeltern geführt hatten. Zuerst ging ich höchstens bis zum Waldrand und keinen Schritt in das bedrohliche, riesige Grün hinein, in dem Schatten huschten, Stimmen wisperten, Augen glühten. Zu viele Spuk- und Gruselgeschichten über hungrige Wölfe und gigantische Bären hatten mir Großvater und später auch Adam erzählt, wenn wir abends in unseren Superman-Schlafanzügen in unserem Stockbett gelegen hatten. Ich unten, Adam natürlich oben. Weit aus später erkannte ich, dass die lebendige Dunkelheit, die knackenden Äste, das Heulen in der Nacht weder von Bär noch von Wolf stammten. Sie existierten in jener Region nicht, aber ein Kind hielt man am besten mit Schauermärchen über Monster und Ungeheuer von den Gefahren der Sümpfe und der trügerischen Sicherheit der schwimmenden Inseln fern, und nicht mit der Wahrheit.

Doch irgendwann wagte ich einen Schritt zu viel. Ich sprang einem kleinen, hellbraunen Feldhasen hinterher und merkte erst im Nachhinein, wie weit ich in den undurchdringlichen Wald hineingeraten war.

Und dann sah ich sie. Strahlend, atemberaubend, magisch, unwirklich. Das schönste Wildpferd, das ich jemals gesehen hatte. Ich blickte direkt in ihre dunklen, abgründigen Augen und sie in meine Seele, auch, wenn ich mit meinen sechs Jahren noch nicht wusste, was das überhaupt war. Vielleicht wusste ich das jetzt immer noch nicht, denn sonst hätte ich all das nie getan.

Instinktiv spürte ich damals jedoch, dass sie tief in mir etwas berührte, etwas weckte. Eine Saite in mir zum Klingen brachte, die ich





nachträglich am liebsten durchgeschnitten hätte, damit sie auf ewig verstummte. Einen Wimpernschlag später aber, in dem ich mir bewusst werden wollte, ob ich möglicherweise über eine Wurzel gestolpert war, mir den Kopf gestoßen hatte und alles nur geträumt haben könnte, war sie bereits verschwunden. Ich sah gerade noch ihre knisternde Mähne und ihren wallenden Schweif, die in der raschen Flucht um ihren muskulösen und dennoch fragilen Körper wehten, hörte ihre nahezu lautlosen Tritte, wie sie über den weichen Waldboden eilte, und dann war sie genauso schnell verschwunden, wie sie vor mir aufgetaucht war. Wie die Sonne, die durch das Blätterdach lugte und von dem raschelnden Grün wieder verschluckt wurde. Das Bild von ihr, wie sie im Wald unmittelbar vor mir stand, stolz, scheu und mutig zugleich, noch fast ein Kind, aber dennoch frei und selbstständig, wollte sich verflüchtigen wie ein nächtlicher Traum, den man mit dem Verstand nicht festhalten konnte, so sehr man sich auch anstrengte.

Doch ein helles Schimmern an der Stelle, an der sie gestanden hatte, zeigte mir deutlich, dass ich mich nicht an einen Traum klammern musste. Bei ihrem Entkommen hatte sie eine Strähne ihres Schweifs einem tief hängenden Ast einer Weide geopfert, deren Laub in der Sonne fast silbrig glänzte. Damals schnappte ich mir die Haare und stopfte sie in meine Hosentasche, versteckte sie im Kinderzimmer, tief in meinem Herzen.

Heute jedoch, dreizehn Jahre später, war ich mir nicht mehr sicher, ob ich nicht nur einem Traum hinterherjagte, einem Märchen, auch wenn ich diese Strähne noch immer bei mir trug. Dieser eine Moment war schon so lange vorbei, aber trotzdem ganz nah bei mir. Viel zu nah manchmal. Unwillkürlich kroch meine Hand in die Tasche meiner abgewetzten Jeans, um zu überprüfen, ob das Haarbüschel noch darin steckte. Ja, das tat es.

Als Kind war ich seit jener ersten Begegnung fast täglich in den Wald und in die Sümpfe geeilt, bis wir nach Deutschland gezogen waren. Doch ich sah die Stute und ihre Herde nur noch aus der Ferne, wenn überhaupt. So nah, dass ich nur die Hand hätte ausstrecken müssen, um ihre vibrierenden Muskeln unter meinen vor Nervosität feuchten Händen zu spüren, kam ich ihr nie wieder. Misstrauisch und vorsichtig war sie geworden. Sie war auf der Hut, hinterließ kaum Hufabdrücke, die ich lesen konnte, glitt geräuschlos durch das dichte und dornige Unterholz,

verschwand spurlos durch unzählige Flussarme und Sümpfe. Dabei wollte ich ihr nichts Böses. Ich wollte nur einen Blick auf sie werfen.

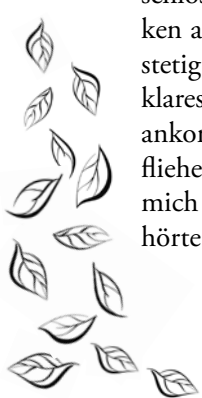
Aber jetzt sah alles anders aus. Ich war ein Getriebener, ein Gehetzter. Ich wollte sie.

»Mensch, Jarosch, was ist denn los? Du starrst die ganze Zeit aus dem Fenster, grübelst vor dich hin und versaust uns die Stimmung.« Adams halb scherzhaft, halb ernst gemeinten Worten folgte ein Stoß von Matti mit den Knien in meine Rückenlehne. »An der nächsten Raststätte machen wir eine Pinkelpause. Ich brauche frische Luft. Dringend.«

An der Tankstelle angekommen, sprang ich aus dem Auto und zog mir meine kurze, schwarze Lederjacke über den Kopf. Das auf dem brüchigen Asphalt stehende Wasser spritzte mir die Beine hinauf. Meine ausgelatschten Schuhe hielten der Nässe nicht mehr stand, als ich durch den nicht versiegen wollenden Regen unter das Vordach rannte, während Adam und Matti die Raststätte aufsuchten, aus der der Geruch nach Pommes und Currywurst strömte. Mein leerer Magen rebellierte. Mit zitternden Händen zündete ich mir eine Zigarette an, doch sie brachte weder Ruhe noch Linderung, Wärme oder gar Zufriedenheit.

Nur meinerwegen waren die beiden mitgekommen und nun vermieste ich ihnen mit meiner Laune unsere Reise in die alte Heimat. Matti opferte einen Teil seiner Sommerferien, Adam hatte sich ein paar Tage von unserem Vater freigekämpft. Er ging mir zuliebe mit. Außerdem vertraute er mir seine alte Rostbeule auf dieser langen Fahrt nicht an. Für Matti war dies ein abenteuerlicher Ausflug, den er mit seinen großen Brüdern bestreiten konnte. Adam war in seinen Augen ein Held, aber was war ich? Der mit dem verrückten Traum, der einer Fantasie nachjagte, das schwarze Schaf der Familie.

Mit dem Rücken an das Panoramafenster der Gaststätte gelehnt, schloss ich die Augen, zog an der Zigarette und stieß kleine Rauchwolken aus. Ich wollte nicht die hektischen Familien sehen, deren Launen stetig am Kippen waren, nicht die frisch verliebten Pärchen, die ein klares Ziel vor Augen hatten: vor dem Abend in der kleinen Pension ankommen, in zwei Tagen am Strand liegen, endlich dem Alltag entfliehen. Auch ich wollte dem Alltag entkommen, doch ich fürchtete mich gleichzeitig davor, mich in eine bloße Fantasiewelt zu stürzen. Ich hörte das Rauschen meiner Gedanken, die nicht stillstehen konnten,





wie das der rasenden Autos, die wie Abertausende Ameisen die nasse Straße entlangstürzten. Voll bepackt mit tonnenschweren Hoffnungen und Sehnsüchten, Ängsten und Zweifeln.

Mein Rücken schmerzte von der Autofahrt, von dem lange zurückliegenden Unfall.

Was tat ich hier überhaupt?

Trotz allem könnte ich den Sommer in Deutschland genießen und alles beim Alten belassen. Bisher genügte mir das. Ich hätte mir ein Mädchen suchen, ein paar Nächte mit ihr verbringen, ein bisschen Spaß haben und der Zukunft einen Arschtritt verpassen können. Stattdessen stand ich müde und ausgebrannt in der Einöde zwischen meiner alten und meiner neuen Heimat herum, irgendwo zwischen dem Schwarzen Meer und dem Schwarzwald, und zerbrach mir den Kopf darüber, was geschehen war und noch geschehen würde.

Nie und nimmer würde mein Vorhaben klappen. Vermutlich jagte ich doch einem Hirngespinnst nach oder vielleicht war sie gar nicht mehr in der Gegend oder sie und ihresgleichen hatten sich in andere Gebiete zurückgezogen, wo sie sicher vor meinesgleichen waren.

Ich schnippte die Zigarette auf den Boden und trat sie aus, als auch schon Adam und Matti um die Ecke bogen. Matti hüpfte in seiner blauen Arbeitshose und dem roten Kapuzensweater durch die Regenfützen. Mit seinen zehn Jahren war er beinahe drei Köpfe kleiner als Adam, der in seinen engen Jeans und dem karierten Flanellhemd lässig auf mich zuschlenderte. Adam war größer als ich, seine kantigen Gesichtszüge glichen meinen, doch sie waren weicher, friedlicher, nahbarer. Beide hatten sie wie ich das dichte und dunkle Haar unserer Mutter geerbt – Matti ließ es sich von ihr so kurz schneiden wie Adams –, meine Haare hingegen fielen mir ständig ins Gesicht, kitzelten mich im Genick.

Und was hatten wir von unserem Vater geerbt?

Zwei Sixpacks Bier winkten mir aus Adams Händen entgegen. »Für heute Abend. Da trinken wir uns Mut und Zuversicht an!«

Ich hatte nur ein mattes Lächeln für ihn übrig.

Wenig zuversichtlich rief ich ihm ein »Dann wirf mir mal die Autoschlüssel rüber. Ich löse dich ab«, entgegen, aber Adam behielt die Schlüssel schön für sich und ging zur Fahrerseite. Mit den Unterarmen auf das Wagendach des alten Mercedes Kombis gelehnt, sagte er:

»Lass mal lieber, Jarosch. So wie du aussiehst, kommst du mir nicht ans Steuer! Du taugst ja nicht einmal mehr dazu, die Straßenkarte zu lesen«, und zu Matti gewandt: »Ich würde vorschlagen, ihr tauscht die Plätze. Matti, du kommst nach vorne und spielst Navi, und Jarosch gönnt sich eine Mütze Schlaf.«

Ohne mich zu wehren, legte ich mich auf die Rückbank und wickelte mich in eine alte, blaue Decke ein. Sie stank bestialisch, war kratzig und rau, Dutzende Pferdehaare klebten an ihr, aber dennoch bot sie mir Trost. Wie Heimat, obwohl wir in unserem Vagabundenleben so gut wie kein richtiges Zuhause kannten. Nur wenige Monate im Jahr hatten wir festen Boden unter den Füßen. Die restliche Zeit waren wir auf Achse, von A nach B, von Vorstellung zu Vorstellung. Ich kannte nichts anderes. Und doch war diese Reise hier unvergleichlich.

Mit geschlossenen Augen kehrten meine Gedanken wieder an sie zurück. Unvermeidlich. Sie ließ mich keinen Moment ruhen.

Damals hatte sie in mir kindliche Neugier geweckt, eine unschuldige Faszination ausgelöst, aber heute, heute löste sie in mir eine Gier aus, die ich auch mit ihr nicht würde stillen können. Ich war mir dessen im Klaren und wollte sie dennoch mehr als alles andere. Unwiderrufflich wird sie einen Teil ihres Selbst verlieren, wenn ich sie das erste Mal berührte.

Das Dröhnen des Motors, das Prasseln des Regens auf dem Auto-dach, der monotone Rhythmus der Scheibenwischer, das leise gestellte Autoradio, die flüsternden Stimmen meiner Brüder lullten mich ein, zogen mich von meinen bitteren Gedanken weg.

Jede Faser meines Körpers spürte, dass ich das Falsche tat, tun würde. Aber ich konnte nicht anders. Ich war besessen von ihr. Schon als Kind, nur war mir das damals nicht bewusst gewesen.

Die Gefundene

Ich hörte dich nicht kommen. Ich sah dich nicht. Ich roch dich nicht. Dennoch spürte ich, dass du kamst.

Du und deine Brüder.

Meinetwegen.





Ich fühlte eure Aufregung, eure Vorfreude, eure angespannten Muskeln. Jagdfieber.

Nur bei dir fühlte ich mehr.

Sehnsucht. Ein tiefes Loch, das jemand in dein Herz gerissen hatte, einen verzehrenden Schmerz, der seit deinem ersten Atemzug nicht heilen wollte.

Du warst der Sensibelste unter den Dreien. Und gleichzeitig der Gefährlichste.

Du wolltest das Loch in deinem Herzen mit etwas Bestimmtem ausfüllen.

Mit Stolz, Anerkennung, Ehrgeiz.

Mit mir.

Ich kannte dich, hatte dir vertraut.

Seit unserer ersten Begegnung im Wald fühlte ich deine ständige Anwesenheit. Damals warst du selbst noch ein halbes Kind gewesen, viel wackeliger als ich auf den Beinen. Du spürtest uns auf, beobachtetest uns durch Büsche und Äste hindurch. Uns aus der Ferne zu bestaunen, genügte dir damals.

Noch mehrmals machtest du den Versuch, uns näherzukommen. Wir flüchteten.

Du erschrecktest dich einmal fürchterlich, du fielst in den Schlamm. Wütend klatschtest du mit der Hand auf den aufspritzenden Morast.

Doch deine Seele war damals rein.

Heute war sie von Angst erfüllt. Von Zorn, Einsamkeit, einem Sehnen nach Anerkennung.

Ich erkannte dies zu spät.

Meine Flucht war sinnlos. Bereits jetzt, in diesem Moment, gehörte ich dir.

Johanna

Clarissa streckte ihre kalten Finger aus. Sie waren schlank und die Nägel spitz zulaufend. Unter ihnen klebte das Blut des Kampfes. Armand griff nach ihrem verletzten Arm, doch noch immer zuckte sie vor ihm zurück ...«

Verena, die mir gegenüber in der Hängematte inmitten schattiger Apfel- und Walnussbäume im Garten ihrer Eltern lag, unterbrach mich beim Vorlesen aus *Dunkelste Nacht*: »Kannst du dich noch daran erinnern, wie Clarissa im ersten Band *Abend der Dämmerung* in eine Vampirin verwandelt worden ist? Gleich auf den ersten Seiten?«

»Ja, klar, warum fragst du?«

»Ach, mir kam nur der Gedanke, dass Schriftsteller sich so viele verrückte Dinge einfallen lassen müssen, um einen Einstieg in ihre Geschichte zu finden. Dabei geht es doch auch viel einfacher.«

»Wie in meinem Fall meinst du?«

Sie nickte.

»Du meinst, wenn ich die Heldin aus einer Romantic Fantasy-Schmonzette wie der *Diener der Nacht*-Reihe wäre, wäre das lebensverändernde Motiv der Geschichte die Wandlung in eine glutäugige Vampirin oder zumindest das Kennenlernen dieser Spezies in Form eines Armand LaVie gewesen?«

»Dabei geht es doch echt auch unkomplizierter«, antwortete sie. Ihre braunen Locken hüpften bei jedem Wort vor Lachen.

Durchaus. Denn in meinem Fall bestand die lebensbeendende Maßnahme (im ersten Moment fühlte sich der Entschluss meiner Eltern, wegzuziehen, tatsächlich so an – wie ein Biss in die Halsschlagader) aus diesen fünf äußerst charmanten Großbuchstaben: ASVAG. Allgemeine Schwarzwälder Versicherung AG, Niederlassung Sonnberghausen, Baden-Württemberg. Spannend, oder? So nervenzerfetzend könnte doch jeder Jugendroman beginnen. Keine unerwarteten Zeitreisen, keine unheimlichen Geistersichtungen, keine mysteriösen Todesfälle. Nur ein Vater, der einen neuen Job annahm. Erfordert weitaus weniger Fantasie seitens der Schriftstellerin beziehungsweise des Schriftstellers.

Dennoch fiel meine Reaktion auf diesen Umzug nicht weniger dramatisch oder gar kindisch aus. Aber war im Leben einer Siebzehnjährigen im Grunde nicht fast alles lebensverändernd? Das Erscheinen eines neuen Romans von Nandini Adrienne, die Absetzung der Lieblings-TV-Serie nach nur lächerlichen dreiundzwanzig Staffeln, der Ausverkauf der Mandelblüten-Honig-Handcreme im Drogeriemarkt?

Die Gleichberechtigung zwischen Kind und Eltern wurde ohne Vorankündigung außer Kraft gesetzt, nachdem mir meine Eltern ihre Entscheidung vor einigen Monaten verkündet hatten. Keine Diplomatie





mehr im Hause Baumgartner, dafür, dass mein Paps eine besser bezahlte Stellung bekommen würde und meine Mum endlich ihr Häuschen auf dem Land. Denn wir sind trotz vernünftiger und gut durchdachter Argumente und verheulten und wütenden Zeterns meinerseits vor dem vorletzten Schuljahr umgezogen. Fünfhundert Kilometer in die falsche Richtung. Mitten in die tiefste badische Provinz.

»Wobei«, ich tippte mir mit dem Zeigefinger gespielt grübelnd an die Lippen, »wäre es nicht cool, die Heldin in einem High Fantasy-Schmöker zu sein? Ich würde als junge, unerfahrene Gärtnerin oder als geflohene Sklavin in die bedrohliche, weite Welt hinausziehen, um einen Ring zu zerstören, ein Reich zu retten, einen Drachen zu bekämpfen. Ich hätte mit Aragorn durch Rohan reiten oder mit Prinz Kaspian in die Morgenröte segeln können. Ich könnte Wildleder tragen, hätte von der Sonne gebräunte Haut und wallendes Haar.« Und keine Schnittlauchlocken. Mein Haar war aalglatt und lichtblond. Spielte ich aber die Protagonistin in einem Kitschroman, wäre es gülden gelockt, meine Lippen wären herzförmig geschwungen und meine Haut so weiß wie Alabaster. Doch in Wirklichkeit zierten auffällige Sommersprossen mein gesamtes Gesicht. Wie auch andere Körperteile.

Paps drückte mir im Sommer immerzu eine Tube Sonnencreme mit Lichtschutzfaktor 35 in die Hand, Mum nannte meine Sommersprossen dagegen liebevoll Elfensprenkel (sie war Kinderbuchillustratorin und ihre Sichtweise deshalb weitaus weniger pragmatisch). Badete ich wieder einmal in Selbstmitleid über meine knöchigen Hüften, meine nicht vorhandenen Brüste und meinen flachen Po, während ich Mums selbstzufrieden getragene Üppigkeit bewunderte, meinte sie bloß: »Eines Tages wird es einen Jungen geben, der jede deiner Sommersprossen entdecken will.« Ganz schnell hielt ich dann ihren Mund zu, sodass sie nicht weitersprechen konnte. Denn in *Kabale und Liebe* bekam ich in der Schule zwar meistens volle Punktzahl, aber im echten Leben war ich in Sachen Liebe eine richtige Niete. Eigentlich hätte ich sogar Minuspunkte dafür verdient.

Ich bewunderte Verenas lockige Mähne, nicht zu vergessen ihren Busen, der wahrhaftig als ein solcher bezeichnet werden durfte, ihre vollen Lippen, die sie nun zu einem Lachen verzog. »Wer weiß, wer dir diesen Sommer über den Weg läuft oder reitet? Aber so wie ich dich mittlerweile kenne, und das ist ja noch gar nicht lange, würdest du frei

nach dem Motto *Scheiß auf den Prinzen, ich nehme das Pferd* den Typen glatt übersehen.«

»Vermutlich schon«, meinte ich verlegen. Ich würde einem temperamentvollen Andalusier, wohlgeerntet der Pferderasse, mehr Beachtung schenken als dem Y-Chromosomen-Träger darauf. »Den für einen Jugendroman obligatorischen Umzug in eine kleine, verregnete Stadt oder in ein abgelegenes Bergdorf kann ich zumindest abhaken«, sagte ich schnell und malte einen Haken auf eine imaginäre Checkliste in der Luft. »Wer weiß, welche Gestalten sich in dieser abgelegenen Gegend tummeln? Lichtscheue Vampire oder Hirn schlürfende Zombies vielleicht?«

Sonnberghausen, irgendwo im Nirgendwo im Schwarzwald, hatte mehr Kreuze, Kapellen und Kühe als Einwohner zu bieten, jeder kannte jeden, am Wochenende roch es hier nach frisch gemähtem Gras, nach warmem Apfelkuchen, nach Schnitzel mit Pommes. Nicht, dass es in meiner Familie anders gewesen wäre.

Im Dorf gab es eine Apotheke, eine Metzgerei, einen Bäcker, einen Gemeindefaal mit Veranstaltungen für Jung und Alt, wobei die Alten hier vermutlich in der Überzahl waren, selbst wenn man die eventuell Untoten von der Einwohnerzahl abzog.

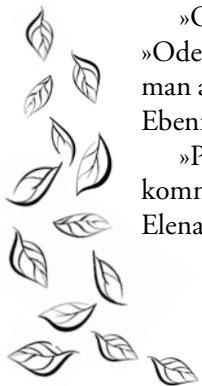
»Hirnlose Zombies gibt es nur im Nachbarort Pummendorf. Mit denen lässt man sich besser erst gar nicht ein«, stellte Verena bierernst fest.

»Einen Zombie als Freund wäre vielleicht gar nicht so übel. Endlich könnte man dann mal sagen: Ach Liebling, ich möchte, dass du mich wegen meines Körpers liebst und nicht nur wegen meines drallen Kleinhirns.« Ganz theatralisch legte ich die rechte Hand auf mein Herz, zog die Schultern hoch und seufzte.

Verena lachte auf. »Oh, dann müsste ich keine Kalorien mehr zählen.«

»Oder auch keine weiteren Actionszenen laut vorlesen.« Ich kicherte. »Oder Liebesszenen.« Verena behauptete nämlich steif und fest, dass man allein beim Lesen nervenaufreibender Bücher Kalorien verbrannte. Ebenfalls eine Möglichkeit, diese Art von Lektüre zu rechtfertigen.

»Pah, dafür habe ich ja bald Micha, wenn er aus dem Urlaub zurückkommt. Sicherlich hat er mich und unseren Abschiedskuss nach all den Elenas und Marias nicht vergessen«, prahlte sie. Auf Micha, den besten





Kumpel ihres älteren Bruders Gregor, hätte sie seit seinem Stimmbruch zehntausend Augen geworfen, und nicht nur eines, wenn sie eine Libelle gewesen wäre. Denn vor seiner Abreise hatte sie ihn sich – der Legende nach – geschnappt wie eine Gottesanbeterin.

Ich rollte mit den Augen und steckte meine Nase in das Buch, tief, tiefer, noch tiefer, am tiefsten, da sich mein Nacken, mein Hals, meine Wangen, meine Nase sowie meine Stirn rot, röter, signalrot verfärbten. Aber ich war selbst schuld, indem ich ihr unglücklicherweise die Steilvorlage geliefert hatte. »Armand griff nach ihrem verletzten Arm«, las ich rasch weiter, »doch noch immer zuckte sie vor ihm zurück. Sie war zwar jetzt selbst eine Vampirin, ihr ganzer Körper vibrierte, summt, loderte in jeder Sekunde ihres neuen Daseins, egal, ob beim Fingernägel lackieren oder beim Krav Maga-Training. Doch die Hitze, die unbändige Gier, die in seinen Augen nach einem guten Kampf brannten, erschreckten sie weiterhin –«

»Du lenkst ab, Johanna. Aber egal, solange du am Wochenende mit auf die Waldparty kommst, um alle kennenzulernen, und endlich einmal schick und vorzeigefähig auftauchst«, sie schielte auf meine bis zu den Knien hochgekrempelte, von der Sonne verschossene graue Reithose, »dann ist das okay für mich.« Sie warf mir ein Kissen gegen die Schläfe, bevor sie mich aufforderte: »Aber jetzt lies weiter! Ich will wissen, ob sich Armand und Clarissa in diesem Buch die Klamotten vom Leib reißen oder ob sie auch noch die nächsten zwölf Bände umeinander herumtänzeln werden. Das ist ganz schön fad, wenn Armand nicht bald in die Socken kommt.«

Die Gejagte

Zu spät erkannte ich, dass du mich von meiner Familie abdrängtest. Wir waren nur wenige Baumlängen voneinander entfernt, doch bereits jetzt sickerte die Erkenntnis in mein Bewusstsein, dass ich sie nie wiedersehen würde.

Genau das hatten meine drei Jäger im Sinn. Ihr wolltet mich isolieren.

Ihr wolltet mir meine Familie nehmen, die sich nicht mehr nach mir umdrehen konnte, denn auch sie rannte um ihr Leben.